

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 288.

Donnerstag, 20. Oktober

1932.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELETITZ

15. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Hören Sie mal — Sie kleiner Hosenmak“, sagte er dabei, „befindet sich unter den ehrenwerten Herrschaften vielleicht —“

Doch weiter kam er nicht. Caylus fuhr auf ihn los und stand dräunend am Gitter. „Was fällt Ihnen denn ein!“ rief er durch die Drahtmaschen. „Wie können Sie sich unterstehen, eine junge Dame hinterrücks mit ihrem Knüttel zu pöbeln! Benehmen Sie sich gefälligst anständig, sonst rufe ich den Kurkommisär.“

Da stürzte auch schon Jutta heran. „Großvater“, schrie sie, „Großväterchen, wann bist du denn gekommen? Warte, ich mach dir die Türe auf.“

Sie sprang zur Tür, die sich nur von innen öffnen ließ und von einem Balljungen bewacht wurde, und Caylus fuhr ein kalter Schreck durch die Glieder. Deißel, der Alte aus Erlau, dachte er, und den hab' ich angeschauzt!

Der Alte aus Erlau stand bereits im Kreise der Jungfräulein, und Jutta stellte ihn gesittet vor. Alle knickten und machten ihr vorgeschriebenes Salongesicht. Dann kam Sixtus an die Reihe.

„Graf Caylus“, sagte Jutta. Caylus verbeugte sich, und Erlau wurde aufmerksam.

„Caylus“, wiederholte er, „verwandt mit einem Grafen Sixtus Caylus, einem sogenannten Kunstmaler?“

„Bin ich selbst, Herr von Erlau“, antwortete Sixtus und bemühte sich eines bescheidenen Tonfalls und eines ehrerbietigen Anstandsgefühls.

Nun lachte der alte Herr. „I, der Deibel“, rief er, „da waren Sie ja auch mal mein Schwiegersohn! Konfessiere und freue mich, daß Sie die Geschichte so flugs abgemacht haben. Zeugt von Energie des Handelns — merkte ich schon vorhin, als Sie mir die Leviten lasen. Ja, wo ist denn das kleine Fräulein...“ Seine Augen suchten umher und fanden Anafa... „Liebe Gnädige, ich bitte um Verzeihung — es war eine Täuschung — ich hielt Sie für einen Jungen.“

Kichern und lustige Mienen, Anafa wurde knallrot und schämt sich ihrer Höfchen.

„Ja — also — nun“, fuhr Erlau fort, „muß ich Ihnen doch meine Entfesselung erzählen. Wir haben uns mancherlei zu erzählen, wir haben uns lange nicht gesehen. Aber — ja, Jutta, was meinst du: darf ich die Freundinnen mal alleamt einladen? — Nachmittags zu Kaffee und Kuchen. Morgen nachmittag um vier — Hotel Silberhorn, Terrasse, da sitzt es sich hübsch.“

Aufleuchtende Gesichter bis auf Caylus, der nicht geladen war. Der alte Herr übersah ihn auch bei der Verabschiedung, von den Schwiegerstöhlen Nummer zwei und drei schien er nicht viel zu halten. Er zog seine Mütze, wünschte „Auf Wiedersehen“ und trottete mit Jutta davon.

Aber Caylus lag daran, sich dem alten Herrn annehmen zu machen. Im Hotel hörte er, daß Erlau auch im „Palace“ abgestiegen war, im Speisesaal sah er ihn mit Jutta an demselben Tisch, an dem er am Abend vorher mit ihr gegessen hatte. Natürlich trat er zu ihnen heran und begrüßte sie, fand indes keine Gegenliebe: Herr von Erlau forderte ihn nicht auf, bei ihm Platz zu nehmen. Jutta verließ das Hotel unmittelbar nach der Mahlzeit, Caylus setzte sich zunächst in das Lesezimmer und schlenderte dann in die Halle. Und da sah er zu seinem maßlosen Erstaunen den alten Erlau am Tisch der Madame Marlier aus Dijon in angeregtester Unterhaltung beim Mokka und einem halben Duzend Vikorflaschen. Schau einer an, sagte er sich, Schwiegervater hat Feuer gefangen — soll mir ganz recht sein — dann kommt er Bürgli in die Quere, und wenn Grütze von den Zusammenhängen hört, steigen vielleicht meine Chancen bei ihr... Aber an Grütze dachte er doch nur in der Entfernung — vor die Umrisse ihres Bildes schob sich eine Gedankenfrage: Möchte bloß wissen, warum es Jutta heute so eilig hatte?

Am nächsten Nachmittag unternahm er geflüstert einen Spaziergang nach dem Staubhahnbänkli, weil ihn der Weg dahin am Hotel Silberhorn vorüberführte, wo er die ganze vom alten Erlau geladene Kaffeegesellschaft auf der Terrasse sah. Er grüßte, wurde nicht bemerkt, ärgerte sich, schlug einen Haken wie ein verfolgter Hase, ging noch einmal bei den Mädchen vorüber und zog von neuem seine Mütze. Diesmal sah ihn Jutta, die ihm freundlich, aber nicht einladend zuwinkte, auch Helal Sineli und Berten Gries erkannten ihn wieder und nickten, Erlau beachtete ihn nicht, er unterhielt sich sehr lebhaft mit seiner lauten Stimme mit einem jüngeren, neben ihm sitzenden Herrn.

Wer ist das? fragte sich Caylus und schritt weiter, wie kommt der Hecht in den Karpfenteich? — Der Hecht war indes niemand anders als der Arthur Hede von Stettens, ihr heimlicher Anbeter, Herr Doktor Arthur Kimmich, seit kurzem Regierungsrat und ein vorzüglicher Rechner, daher auch angestellt im statistischen Amt des Reichswirtschaftsministeriums zu Berlin. Hede hatte ihn von der Bahn abgeholt, und da auch er im „Silberhorn“ abstieg, so hatte ihn Jutta aufgefordert, an der gemeinsamen Kaffeetafel teilzunehmen. Er war ein recht hübscher, blonder Mensch mit einer Brille vor gutmütigen, wasserblauen Augen, aber man sah sofort, daß Hede recht hatte, wenn sie behauptete, er sei von unerträglicher Schüchternheit. Er wagte kaum den Blick zu der Mädchenschar zu erheben, und wenn Jutta ihn ansprach, wurde er rot und antwortete verlegen. Er sah aus, als ob er beständig in Gedanken addierte oder über einer Statistik grübelte. Und als nun Erlau ihn in ein Gespräch zog, erschraf er zunächst vor dem gewaltigen Organ des Alten und konnte sich dann innerlich gar nicht beruhigen über die rauhe Scher-

zende Art, mit der sein Nachbar sich über das „Überflüssige“ der mathematisch-theoretischen Statistik äußerte. „Ein langweiliger Peter“, sagte Erlau zu Jutta, als er mit ihr allein war, „ein zweibeiniges Exempel. Spaß versteht er gar nicht, da macht er gleich ein beleidigtes Gesicht.“

„Wir müssen uns mit ihm abfinden, Großpapa, schon Heide zuliebe. Sie wollen morgen mit uns auf die Jungfrau. Das konnte ich nicht ablehnen.“

„Warum auch? — Laß sie nur mitkommen! Ich werde gegen den Herrn Regierungsrat besonders freundlich sein — obwohl ich Statistiker nicht leiden kann. Ein so intimer Umgang mit Zahlen macht ledern. Lebendige Logarithmentafeln! Gehen mit einer Gleichung zu Bette und stehen mit einem Dezimalbruch auf. Für Rechenkünste haben wir Erlaus nie etwas übrig gehabt — deine Mutter am wenigsten. Was macht sie denn, deine Frau Mutter? Dachte, sie wäre auch hier.“

„Nein, sie ist noch in Interlafen und schlägt aus der Art.“ „Was macht sie?“ fragte der Alte verwundert.

„Sie schlägt aus der Art — sie rechnet und führt Buch und will sparsam werden.“

Erlau schmunzelte. „Ei, ei — na, da bin ich begierig auf das Resultat. So ein klein bißchen muß der Mensch ja rechnen können, weil schließlich das ganze elende Leben ein Exempel ist.“

Am Abend suchte Caplus im Speisesaal seines Hotels wieder nach Jutta. Es war ein Gedankenmurmeln dabei: Was geht sie mich eigentlich an? Ich bin doch nicht etwa verschossen in das Mädchen? Aee, Dummheiten machen wir nicht mehr. Ich möchte sie malen, nichts weiter, aber ich kriege sie nicht vor die Leinwand. . . . Suchend flogen die Blicke umher, dann stutzte er: sie war nicht da, warum nicht? Weil der Herr Großpapa öffentlich auf verbotenen Wegen wandelte, weil der Herr Großpapa Antrags gefunden hatte und bei seinem Schächerpiel die Enkelin nicht brauchte. Da sah er wieder neben der schwarzen Dame aus Dijon und machte ein liebliches Gesicht und stierte wie ein Junger, und natürlich stand der Champagnerkübel neben ihm. . . . Oh, Schmidt von Bürgli, wenn du das ahntest, wenn du das sehen könntest! Ich gönnte es dir.

Aber innerlich lachte Caplus über das hämische Gefühl, es war auch mehr Spaß als Ernst. Und das Spaßhafte fand Fortsetzung in der Halle. Madame Markier verschwand heute gleich nach dem Essen, und der alte Erlau klopfte Caplus gemächlich auf die Schulter und sagte: „Na, lieber Graf, nun wollen wir mal in Ruhe unsern Kaffee lösseln. Hören Sie, diese Madame Telet-Tel — alle Achtung, die hat's in sich. Die hat mich gründlich reingelegt.“

Caplus machte neugierige Augen. „Ein Pumpversuch?“ fragte er. „Sind ihr die Moneten ausgegangen?“

Die Herren setzten sich. „I nein“, entgegnete Erlau heiter, „so ist sie nicht. Sie ist ja eine bildhübsche Person, pikant und raffig — und dann hat sie so was, das immerhin eine Annäherung gestatten läßt. Sie ist nicht zurückhaltend. Na, und da habe ich mich zu ihr gesetzt, weshalb nicht? Ich plausche gern mal mit schönen Frauen, das ist eine Auffrischung für uns alte Menschen. Sie war auch sehr reizend, alles, was wahr ist — recht gebildet, kennt die ganze moderne französische Literatur und plaudert entzückend. Aber dann kam das dicke Ende nach. Sie hat mir Wäsche verkauft!“

Caplus tat sehr erstaunt. „Ist die Möglichkeit“, sagte er. „Damenwäsche?“

„I bewahre, Herrenwäsche — aus ihrem Geschäft in Dijon. Zwei Duzend Oberhemden, prima Qualität, das Unterzeug nicht etwa Doppelmoppel, sondern reine Seide, und immer gleich ein Duzend. Was soll ich bloß mit der Ausstattung? Ich kann doch auf dem Erlenhof nicht als Stücker herumlaufen. Vielleicht nehmen Sie mir den Krempel ab. Ich gebe Ihnen die Karte der Dame — Sie brauchen der Firma bloß Ihr Maß zu schreiben.“

„Sehr gütig, Herr von Erlau“, erwiderte Caplus, „aber ich bin mit derlei reichlich versehen. . . . warum haben Sie denn das gefällige Angebot so ohne weiteres

angenommen?“ „Das ging nicht anders, bester Graf, Sie hätten auch nicht nein gesagt. Sie hatte eine so fabelhafte lebenswürdige Art, sacrebleu! — und dann bezog sie sich auf Bürgli — Sie kennen ja Bürgli.“

„Natürlich — und auf den bezog sie sich?“ sagte Caplus harmlos.

„Ja, der nehme seit Jahren seine gesamte Wäsche von ihr. Na, was soll ich machen — ich muß schon in den sauren Apfel beißen. Ein paar tausend Franken wird's kosten. Aber ist Ihnen so was schon vorgekommen? Reist als grande dame umher, sieht sich aus und verkloppt mit aller Süßigkeit ihre Ladenhüter. Gefällt mir eigentlich, wenn's auch kostspielig ist.“

„Ja — immerhin — es zeugt von Geschäftstüchtigkeit. Und nun sind Sie mit ihr im reinen?“

„Sie fährt ab — bin ganz froh darüber — sonst hätte sie mir vielleicht noch ein paar Pyjamas aufgeschwagt. . . . Graf, begleiten Sie uns doch morgen auf die Jungfrau — Jutta, ihre Freundin Fräulein von Stetten und deren Better oder Verehrer oder was er ist — ein statistischer Regierungsrat aus Berlin. Das ist ein reizender Mensch, Sie werden sich gut mit ihm unterhalten. Wir gehen natürlich zu Fuß, wenigstens bis zur Wengernalp, die andern nehmen die Bahn und können uns in Scheidegg erwarten. Ja?“

„Mit Vergnügen, verehrter Herr von Erlau, um wieviel Uhr soll es losgehen?“

„Bald nach dem ersten Frühstück, wenn es Ihnen recht ist. Sagen wir halber zehn. Aber derbe Stiebeln, Graf, wir marschieren über die Mettlenalp.“

Abgemacht! Die beiden Herren trafen sich am nächsten Morgen auf der Veranda am Frühstückstisch, bergsteigerisch angetan und wanderlustig, der hohe Siebziger mit einem Frohgesicht, als wolle er zu Fuß bis auf das Hochjoch wie in jungen Tagen. Unterwegs, auf dem breiten, bequemen Teil des Wegs, erzählte er auch von seiner ersten Besteigung der Jungfrau vor mehr als einem halben Jahrhundert.

Das war im Jahre Neunundsechzig gewesen — nun ja, geeichte Bergsteiger hatten damals schon der Jungfrau Troß bieten können, aber die Wege auf die Höhen, die man heute auf allen Alpenarten verzeichnet findet, mußte man sich selbst suchen, und Unterkunftsstätten gab es erst wenige. Mit drei Führern war Erlau von der Scheidegg aufgebrochen, zunächst bis zum Guggigletscher, auf Leitern und Eiskufen, wie die Gemsen, mußte man klettern und weiterrutschen über den Gneis des Schneehorns bis zum Gipfel, und immer weiter auf den Felsengrat; oft auf allen Vieren, die Haut an den Händen riß, und die Hosen rissen auch. Und war man endlich oben, so hub eine wahrhafte Seiltänzeri an, mit unendlicher Vorsicht mußte man sich vorwärtsbewegen, um nicht Steine zu lösen — und, Teufel ja, schwindelfrei mußte man sein — unten gähnten die Klüfte des Kottals, und die blauen Eishänge der Silbermulde gewährten auch keinen Trost. . . . Der Alte erzählte lebendig, fuhr sich dazwischen mit dem großen roten Taschentuch über die Stirn, denn die Sonne brannte über den Matten der Mettlenalp. Gerinnel sickerte in Plättscherfall durch das Wiesengrün, weiße Falter flatterten umher, im Kimmern der Luft kreiste ein Häher. Vor sich hatte man die Jungfrau und die Silberhörner, und da verdichtete sich in Erlau wieder die Erinnerung, und die Gedanken flossen von neuem zurück. . . . Ja, natürlich, dunnemals auf der Höhe der alten Riesin war man ja nicht als erster, aber die Eroberungsfreude war doch gewaltig und groß der Stolz des Sieges, der heute so leicht zu erringen ist. Zweimal schon hatte man ein Freilager zu längerer Rast erwähnt, nun sollte der Abstieg beginnen: nach Süden, man wollte in der Hütte der Märjelenalp übernachten oder lieber noch im Eggishornhotel — wenn man es erreichte. Am straff sich spannenden Seil die glatte Eiswand hinab zum Kottalsattel — und rasch unter Felsenschutz, denn mit lusterschütterndem Krachen rollte eine Steinlawine, sausten Schneemassen, Eiskügel, Felsplitter über sie hinweg in die Tiefe.

(Fortsetzung folgt.)

Neu erblüht . . .

Der Sonnentage strahlend Sommerglück
Ruht still und tief im seligen Gedenken;
Rehrt im Erinnern frohgemut zurück
Uns traute Freude immerdar zu schenken.

Es lebt im Herzen jenes gold'ne Licht
Von Sommerfrieden, Sonnenseligkeiten —
Und all der Zauber aus der Seele bricht
Im trauten Sinnen köstlich-froher Zeiten.

Sind auch die Tage dunkel nun und grau
Und das Gemüt bedrückt oft wehes Bangen —
Einst strahlt der Himmel wieder klar und blau!
Neu blüht Erfüllung sehnendem Verlangen! —
F. W. Niemeyer.

Pferderennen in der Pampa.

Die Gauchos feiern ihr Fest.

Von Dr. Erich Dautert.

Der Horizont verschwimmt in flimmerndem, heißen Dunst. Braugelb, ausgebleicht und trostlos dehnt sich rings die ungeheure Ebene der argentinischen Steppe. Die Sonne steht wie eine offene Feuerlute an dem wolkenlosen, sahnen Himmel. Die langen, hohen Halme des Pampasgrases drehen sich unter ihren sengenden Strahlen leise knisternd zusammen.

In ruhigem, gleichmäßigem Schritt trotten unsere Pferde vorwärts. Müde von der Helligkeit und Hitze schaukeln wir in den Satteln hin und her. Man sitzt gut und sicher in einem solchen Kollosattel. Er ist mit vielen Schaffellen schön weich gepolstert, und man kann es riskieren, hin und wieder ein bißchen einzunicken.

Nach einiger Zeit werden die Pferde unruhig. Sie heben die Köpfe und blasen laut und umständlich den grauen Pöstaub aus den Nüstern. Dann setzen sie sich in einen kurzen, wiegenden Galopp, eine Gangart, die für diese Pferde der Pampa charakteristisch ist.

In einer knappen Stunde haben wir eine künstliche Wassergrube erreicht. Neben einem großen Vassin aus Wellblech und Beton steht sich das hohe, schlanke Stahlgerüst einer Windturbine. Die großen Windmühlensflügel stehen unbeweglich in der Mittagssonne, aber in dem Vassin ist noch eine ganze Menge Wasser. Eine übersehbar große Herde von Rindern und Pferden in den verschiedensten Altersstufen hat sich hier versammelt. Von Menschen ist weit und breit nichts zu sehen.

Im Laufe des Nachmittags treffen wir noch einige solcher Wasserstellen und gegen Abend erreichen wir endlich den dazugehörigen Gutshof. Er besteht aus einigen Hütten und Wellblechschuppen, die in einem kleinen Wäldchen von künstlich angepflanzten Eukalyptus- und Orangenbäumen stehen.

Der Verwalter dieser Viehfarm ist ein echter Criollo, das heißt, ein eingeborener Mischling der Spanier und Indianer. Er ist nach der Sitte des Landes ganz in schwarz gekleidet. Die wahrscheinlich weiten, schwarzen Fluderhosen hängen in langen Falten und an dem breiten, mit Silber beschlagenen Gürtel hängt ein fußlanges Messer und ein großer Trommelrevolver.

Wir werden in überaus gastfreundlicher Weise aufgenommen und müssen gleich versprechen, bis zum nächsten Abend zu bleiben, denn morgen gibt es ein Fest mit Speißbraten und Pferderennen.

Schon früh am Morgen haben sich die Gauchos draußen im Camp aufgemacht, jetzt kommen sie in ganzen Trupps angeläutet. Sie haben zur Feier des Tages ihren Sonntagsstaat angelegt. Das Baumzeug aus rohem Rindleder ist mit bledem Silber umwickelt, die Steigbügel und die Kandare sind aus schwerem Silber. In dem reichlich mit Silbernägeln verzierten Gürtel steckt das lange Messer, dessen Griff ebenfalls aus getriebenem Silber besteht. Silber ist der Reichtum und der Stolz des Gaucho. Lange und umständlich wird eine Rennbahn ausgesucht, eine glatte, möglichst kahle Strede Camp von etwa fünfhundert Meter Länge. Nach langem Hin und Her haben sich zwei Männer gemessen, das erste Rennen zu machen. Sie nehmen den Pferden die Sattel ab, legen Riemen und Messer fort, ziehen sich die Jaden aus und legen sogar noch die Halstücher ab. Dabei versichern die beiden Männer ununterbrochen gegenseitig, daß sie noch niemals versucht hätten, ob das Pferd, das sie heute reiten zum Rennen taugt. Hierzu ist zu bemerken, daß ein echter Gaucho ein Pferd besteigt, ohne zu versuchen, was aus dem Tier herauskommt.

Endlich sind die Vorbereitungen fertig. Die beiden Männer treiben die Pferde noch ein paarmal in kurzem Galopp umher, um sie warm zu machen und nehmen dann Aufstellung. Der erste Start mißlingt — der zweite ebenfalls. Die Pferde werden noch einmal im Kreis gelagt, und die Männer versichern wieder, daß sie die Pferde noch niemals ausprobiert hätten. Beim dritten Start kommen beide gleichzeitig ab. Kopf neben Kopf springen die Pferde in kurzem Galopp an. Die Männer ziehen die Knie hoch und schlagen auf die Tiere ein. Diese jucken nach den ersten ungewohnten Schlägen zusammen, mit einem Ruck werfen sie den Kopf hoch, die Nüstern blähen sich auf und die Augen rollen aus den Höhlen heraus. Mit eingekrümmtem Rücken fegen die halbwildten Tiere in rasendem Galopp davon. Die Erde erdröhnt von den Hufschlägen und hundert Reiter als Zuschauer erstarren in lautloser Spannung. Die beiden Männer sind fast bis auf den Hals der Tiere gerutscht. Ihre Köpfe brücken sich seitlich in die Mähne. Dann jagt der Fuchs mit schäumendem Maul und flatternder Mähne einen Meter vor dem Braunen durch das Ziel. — In einem einzigen Schrei löst sich die Spannung der Zuschauer. Sie schlagen auf ihre Pferde ein, werfen Hüte, Messer und Jaden in die Luft und schießen ihre Revolver ab. Es beginnt ein furchtbares Lohwobohu. Die wilden Tiere bäumen sich auf, die Schüsse knallen und alle möglichen Gegenstände fliegen in der Luft umher. Schreiend, singend und schießend umjagen die Reiter in einem großen Kreis den Sieger.

Erst nach langer Zeit legt sich dieser ungeheure Sturm der Begeisterung. Man klopf dem Sieger auf die Schulter und schüttelt ihm die Hände. — „Ich habe nie versucht, ob der Fuchs zum Rennen taugt“, erklärt dieser gelassen. — „Kein Mensch glaubt es, er selber am allerwenigsten, aber es gehört gewissermaßen zum guten Ton, das immer wieder zu versichern.“

Nach einer Weile startet das nächste Paar und dieselbe Geschichte wiederholt sich. So geht es den Vormittag über weiter.

Inzwischen haben einige alte Männer den Speißbraten fertiggemacht. Einen guten Speißbraten zu machen ist ein Kunststück. Einige alte Gauchos haben darin eine gewisse Verantheit erlangt, und sie werden bei großen Festen von weit her gebeten, um dieses Amt zu übernehmen.

Schon am gestrigen Tage sind einige junge Rinder geschlachtet worden. Je ein halbes Rind wird auf eine eiserne Stange gesteckt und über dem offenen Feuer gebraten. Das ist jedoch nicht so leicht getan wie gesagt. Es wird besonderes Holz zum Feuer ausgewählt, die Windrichtung wird genau beachtet und im Bedarfsfall durch ausgespannte Decken reguliert. Das Fleisch wird zunächst in größerer Entfernung vom Feuer aufgestellt und dann jenachdem den Flammen oder dem Rauch ausgesetzt. Schließlich wird es auf die heiße Asche gelegt. Jedenfalls ist das Ganze ein komplizierter Vorgang, der viele Stunden erfordert. Das Resultat ist dann auch geradezu erstaunlich. Ich glaube nicht, daß es ein zweites Verfahren gibt, Rindfleisch in einem derart wohlgeschmeckenden Zustand zu bringen.

Endlich ist alles um das fertige Fleisch versammelt. Jeder zieht sein langes Messer aus dem Gürtel und schneidet sich in Stück herunter. Das Messer ist ein wichtiges Ausrüstungsstück des Gaucho. Er hält es stets haarscharf und schleift es bei jeder Gelegenheit mit großer Liebe. Klinge von fünfundsiebenzig Zentimeter Länge sind durchaus an der Tagesordnung. Mein großes, nordamerikanisches Jagdmesser kann ich also hier ohne zu erröten hervorziehen. Ich benutze es aber auch zum Holzspalten und graben, und es ist daher reichlich stumpf. Ich sage damit vergeblich an dem weichen Fleisch herum. Einer der Männer bietet mir in lebenswürdiger Weise sein Messer an. Ich prüfe seine Schneide mit dem Finger, sie ist scharf wie ein Rasiermesser. Der Mann sieht, wie mein Finger von der Schneide zurückdrückt. „Das Messer hat drei Wochen lang keinen Stein gesehen“ sagt er beiläufig. Solche Bemerkungen gehören ebenfalls zum guten Ton des Gaucho.

Es ist erstaunlich, wieviel reines Fleisch ohne Zuzut man von dem Speißbraten essen kann. Man hält das Stück Fleisch in der linken Hand und beißt hinein, dann schneidet man sich mit dem Messer einen Bissen vor dem Munde ab, und zwar von unten nach oben. Der echte Gaucho hat darin eine große Geschicklichkeit und Sicherheit, ein Fremder riskiert dabei seine Nasenspitze.

Nach dem Essen wird Mate getrunken und dann host einer seine Ziehharmonika und beginnt zu spielen, einen Ranchera, den Nationaltanz der Criollos. Die Männer fassen sich um und beginnen zu tanzen. Sie führen ebenso geschickt wie sie sich führen lassen. Sie sind es gewohnt, draußen im Camp ohne Frauen zu leben und auch ihre Feste ohne Frauen zu feiern. Man trinkt schweren argentinischen Wein, aber es gibt keine Betrunknen. Ein echter Criollo betrinkt sich nie.

Am frühen Nachmittag brechen die ersten schon wieder auf. Sie haben viele Stunden zu reiten bis zu ihren Herden und Wellblechhütten. Sie steigen auf ihre Pferde, winken noch einmal und reiten in kurzem Galopp davon, hinein in die weite Unendlichkeit der Steppe. Nach kurzer Zeit hat die ferne Mann und Pferd aufgeschluckt.

Der rätselhafte Anruf.

Von Olof Bergström.

Dass der Zufall auch in der Kriminalität eine wesentliche, ja entscheidende Rolle zu spielen vermag, davon zeugt ein eigenartiger Fall, der sich vor 2 Jahren in der Reichshauptstadt zugetragen hat.

Es war in einer Winternacht, als auf den Glockenschlag zwei das Überfallkommando angerufen wurde.

„Hier Juwelier Müller, Steinstraße 9!“ rief eine heisere, aufgeregte Stimme. „Hilfe! Man bricht bei mir ein!“ Es folgte ein kurzer Ausschrei und dann war alles still. Der Beamte hängte den Hörer ein.

„Hoffentlich nicht zu spät“, murmelte er. Dann rief er seine Leute und schon sauste das Polizeiauto durch die Straßen der Reichshauptstadt. In wenigen Minuten war das Ziel erreicht. Die Schupos sprangen ab und stürzten vor den Laden.

„Stimmt“, sagte der eine und wies auf den eisernen Kolladen, der nicht ganz heruntergelassen war. Im Ru war das Ding in die Höhe geschoben. Die Tür war unverschlossen. Im Laden war Licht. Zwei finstere Burschen waren gerade daran, einen Juwelentasten aufzubrechen.

„Hände hoch!“ Die Beiden waren vollkommen über- rascht.

„Verdammt!“ brüllte der eine und versuchte die Türe im Sprung zu erzelen. Die drohend auf ihn gerichteten Revolverläufe ließen ihn jedoch sein Vorhaben aufgeben. Schimpfend ergab er sich in sein Schicksal. Die Beiden bekamen Handschellen angelegt. Dann suchte man nach dem Ladeninhaber und fand ihn, am Boden liegend und geknebelt, in einem hinter dem Laden gelegenen Raum. Es war ein älterer Mann. Man nahm ihm den Knebel und versuchte ihn aufzurichten. Das gelang nicht. Der Mann war bewusstlos, schien einen schweren Schlag auf den Kopf bekommen zu haben. Er wurde ins Krankenhaus gebracht. Es dauerte einige Tage, bis er vernehmungsfähig wurde.

„Ich soll das Überfallkommando angerufen haben?“ fragte er, aufs höchste überrascht, den Kommissar, der ihn verhörte. „Ausgeschlossen.“

„Aber natürlich, wer soll es denn getan haben? Bestimmen Sie sich nur mal richtig“, redete ihm der Beamte zu.

„Da gibt es nichts zu bestimmen. Die Kerle haben mich doch im Schlaf überrascht!“

Im Schlaf überrascht? Der Kommissar stutete. Das hatten die beiden Burschen auch angegeben. Aber, zum Teufel, wer sollte denn sonst das Überfallkommando angerufen haben? Sag vielleicht ein Nachbar? Diesbezügliche Ermittlungen führten zu keinem Resultat. Ein merkwürdiger Fall! Und er wurde noch merkwürdiger, als sich im Verlauf der nächsten 14 Tage noch zwei andere analoge Fälle ereigneten. Auch hier war das Überfallkommando angerufen, die Täter gefasst worden, und auch hier bestritten die schwer verletzten Geschädigten, angerufen zu haben. Die Polizei fand vor einem Rätsel. — Nach einigen Wochen kam plötzlich Licht in die Affäre. Und zwar in dem Augenblick, als die Juweliere aus dem Krankenhaus entlassen wurden. Denn jetzt stellte sich heraus, daß die wertvollsten Stücke aus den Läden inzwischen entwendet worden waren, das heißt, daß dem ersten ein zweiter Einbruch gefolgt war, der sich nun ohne weiteres mit dem geheimnisvollen Telefonanruf in Verbindung bringen ließ. Die gefassten Verbrecher waren offenbar die Opfer eines anderen geworden. Der Kommissar traf seine Maßnahmen. Jetzt würde ihm der Bursche nicht mehr entweichen. Aber leider war er schon entwischt. Der rätselhafte Anruf wiederholte sich nicht wieder. Und es schien keine Aussicht mehr, dieses Burschen habhaft zu werden. Da trat eines Tages der Zufall in Aktion. Der Kommissar hielt sich in einem anderen Fall gerade in Paris auf.

„Ich habe hier einen eigenartigen Fall“ erzählte ihm so nebenbei ein französischer Kollege, „da wird neulich nachts das Überfallkommando angerufen von einem Juwelier, der entsetzt um Hilfe ruft, es seien Einbrecher bei ihm im Laden. Meine Leute fahren hin, verhaften richtig zwei Kerle, schaffen den verletzten Juwelier ins Krankenhaus, und wie ich ihn nach ein paar Tagen verhöre, behauptet er...“

„... daß er gar nicht angerufen hat?“ fragte der Deutsche schnell.

„Allerdings“, meinte der Franzose betroffen. „Aber, wie kommen Sie darauf?“

„Sehr einfach“, lachte der Kommissar und erzählte seinem Kollegen seine Fälle. . . Drei Tage später wurde der Verbrecher gefasst. —

Onkel Oshas Zigarren.

Ein altindisches Idyll.

Von Siegfried von Begejad.

Onkel Osha war unser Lieblingsonkel, der richtige Kinderonkel, mit einem mächtigen weißen Bart, den er immer in zwei Zöpfeln nach rechts und nach links auseinanderstich, buschigen Augenbrauen, unter denen zwei knabenhaft spitzbüßische Augen lustig hervorblickten, und einem hellen herzlichen Lachen, wie ich es sonst bei keinem Menschen gehört habe.

Onkel Osha war als kleiner Junge gefallen und deshalb im Rücken ein wenig verwachsen. Mit seinem breiten, merkwürdig kurzen Oberkörper, der sich hurtig und lebhaft hin und her bewegte, hatte er etwas Gnomenhaftes, besonders abends, wenn wir mit ihm durch die Zimmer tollten, und er mit dem weißen Elfenbein-Papiermesser hinter uns herantante, um uns die Köpfe abzujabbeln.

Onkel Osha hatte selbst keine Kinder, war unverheiratet und hieß es nie lange auf seinem etwas verwachsenen Gute aus. Er war deshalb immer unterwegs mit seiner kleinen Kalesche oder dem altmodischen „Wagol“, einem Coupé auf Schlittentrufen, und dem alten Kutscher Maatz auf dem Bod, von einem Gut zum andern immer bei Verwandten zum Besuch. Und niemals gab es einen größeren Jubel, als wenn seine bekannten vier braunen Rösser auf der Landstraße sichtbar wurden, in die Allee einbogen und vor der Veranda hielten. Dann schallte es durchs ganze Haus: „Onkel Osha ist da! Onkel Osha ist da!“

Und kein Onkel in der ganzen Verwandtschaft wurde von uns Kindern so begeistert begrüßt wie Onkel Osha, wenn er dann im weißen Staubmantel oder im dicken Fuchspelz hervortrad und gleich als erstes jedem von uns eine Tüte Karamellbonbons aus den Ohren zog! Denn das war seine Spezialität: er zog so lange an den Ohrschläppchen, bis eine Tüte Bonbons herauskam!

Im Winter prüfte Onkel Osha immer genau die Temperatur in seinem Gastzimmer, denn er konnte nur schlafen, wenn es so heiß war, daß sich „die Haare kräuselten“. Und deshalb wurde schon tagelang vorher sein Zimmer geheizt, wenn man ihn erwartete.

Onkel Osha hatte eine große Schwäche für gute Zigarren. Beim Morgenkaffee lag immer ein schmales silbernes Kästchen neben seinem Platz, das mit köstlichen „Bajonettas“ gefüllt war, die er direkt aus Hamburg bezog. Und bei der letzten Kaffeetasse kam dann der feierliche Augenblick, wenn Onkel Osha das Kästchen öffnete, ein dicker Zigarre herausholte, sie umständlich beschneid und mit tiefem Behagen in Brand steckte.

Und da dachten wir uns einmal etwas ganz Tolles aus. Wir hatten in der Frühe eine Maus lebendig gefangen, Onkels Oshas Zigarrenkästchen geleert und die Maus hineingelegt.

Nun sahen wir zitternd vor Spannung beim Morgenkaffee um den Tisch und warteten auf den feierlichen Augenblick, wenn der Onkel das Kästchen öffnen würde. Und lo kam er: Onkel Osha lehnte sich behaglich in den Korbsessel zurück, schlug den Deckel auf, — und wie ein Strich schlug die Maus über das weiße Tisch Tuch!

Für diesen Streich mußten wir allerdings büßen, es half uns kein „Mundspitzen“, und Onkel Osha zog uns allen der Reihe nach die Hosen stramm, bis wir „die Engel im Himmel pfeifen hörten.“

Am nächsten Morgen sahn ich mir aber etwas Neues aus. Wie der Onkel ein wenig zur Seite schaut, nehm ich heimlich das Zigarrenkästchen, doch mit Absicht so, daß es bemerkt wurde, trage es ins Zimmer und bringe es gleich darauf ebenso geheimnisvoll wieder zurück. Ich sah wie es in Onkel Oshas Augen triumphierend blüht, aber läßt sich nichts anmerken.

Nach dem Kaffee nimmt er das Zigarrenkästchen in die Hand, steht auf, ruft mich zu sich und erklärt feierlich:

„Nun komm mal mit!“

Und neugierig folgen wir ihm alle nach.

Onkel Osha geht triumphierend voran, das silberne Kästchen immer fest in der Hand. Er geht bis zum nachsten Teich, bleibt auf dem schmalen Brettersteig stehen und donnert mich an:

„Jetzt paß mal auf — diesmal habe ich dich angeführt! Und damit beugt sich Onkel Osha tief über das Wasser und öffnet vorsichtig das Kästchen nach unten: zehn dicker „Bajonettas“ plumpfen in den Teich — Onkel Osha starrt sprachlos in die Tiefe, dann stürzt er auf mich zu, aber jubelnd fliehen wir alle auseinander und der Onkel mußte seine geliebten Zigarren allein aus dem Wasser fischen.“